

# Die literarische Provinz

## Bemerkungen zu einem unförmigen Begriff

„Es kann der Geist von meinen Erdentagen nicht in Mainz-Mombach untergehen.“  
(Heinz G. Hahs: *Spatenstiche*)

I  
In den frühen 80er Jahren arbeitete ich des öfteren in einem dörflichen Programmkino in der Hinterpfalz, also hinter den sieben Bergen. Im Rahmen einer Matineeveranstaltung gab es Geißendörfers *Zauberberg*-Verfilmung mit zugehörigem, sozusagen analogem, Frühstück in der Kneipe nebenan. Das Frühstück war fett und üppig, hielt sich ganz an die Thomas Mann'schen Vorgaben. Bis auf die bedienenden Haustöchter hatten wir alles geboten. Aus unerfindlichen Gründen brachte ein Dorfintellektueller seine gerade zu Besuch weilenden Berliner Freunde mit, die auch genau so aussahen, wie sich der Hinterwäldler Berliner Szenepflanzen vorstellt. Am Tresen sagte der eine zum anderen Berliner: „Dat is ja echt geil Du, wa!? Dat müssen wir in Berlin och mal machen!“ Dann kamen wir ins Gespräch darüber, was in der Berliner Szene so alles läuft. Das meiste, was dort so angesagt war, war komischerweise im Provinzkino schon längst durch, ohne dass es irgendwelche Trends gezeitigt hätte. So ist das halt auf dem Lande. Und als die Berliner etwas vom Ritterfilmfestival mit „Rostigen Rittern“ hörten, flippten sie ganz aus, was daran lag, dass sie nicht kapierten wollten, dass „Rostige Ritter“ etwas zu essen sind. Wie auch immer, dass wir die Provinzler aus dem tiefen Wald waren, daran konnte kein Zweifel bestehen.

II  
In Paris lief kürzlich eine Veranstaltungsreihe mit deutschen Autoren, die komplett als Vertreter einer neuen Berliner Großstadtliteratur vorgestellt wurden. Als einer der eingeladenen Autoren gegen diese Vorstellung protestierte, indem er betonte, dass er weder mit Großstadtliteratur, geschweige denn mit Berlin etwas zu schaffen habe, löste dies eine kurzfristige aber folgenlose Irritation aus. Die Veranstaltung mit den „Berliner Großstadtautoren“ ging unbeirrt weiter. Die neue deutsche Literatur hat nun einmal – mit Vorliebe Berliner – Großstadtliteratur zu sein, egal was da komme. Wie soll man denn sonst eine neue deutsche Literatur diesen von Madame de Staël in ihrem Deutschlandbild verdorbenen Franzosen schmackhaft machen.

III  
Die neuentdeckte Sehnsucht nach Urbanität auch in literarischen Artikulationen hat wohl nur peripher etwas mit durchaus benennbaren Defiziten in der deutschen Literatur zu tun. Vielmehr macht sich im gesamten Kulturbetrieb ein neuer imperialer Gestus breit, der mit der „neuen“ Berliner Republik zusammenhängt. Natürlich konnten sich Macht, Geld, kulturelle Vielfalt, Intellektualität und geistige Verwahrlosung, Dekadenz und Aufbruch nicht in der gleichen Weise in Bonn ballen wie in der neuen Kapitale. Mit der „Neugründung“ Deutschlands bekamen auch die so lange ins Unbewusste gedrängten Sehnsüchte nach imperialem Gehabe, nach Nähe zum Großen und nach urbaner Verortung der nationalen Identität neue Nahrung. Und auch groß- und bildungsbürgerliche Attitüden werden mit einer metropolitanen Zentrierung besser bedient. Mit Bonn, diesem rheinischen Provinznest, war nun einmal trotz Beethoven nicht gegen Paris, London oder New York anzustinken. Und so strömt jetzt alles, was kulturelle Geltung erlangen oder bewahren möchte in das neue kulturelle Jerusalem. Verlage und Zeitungen errichten Dependancen; Feuilletonisten, Kritiker, Lektoren und Agenten schauen gebannt auf Berlin, wenn sie nicht gleich ihren Lebensmittelpunkt dorthin verlegen. Die Wege zum Ruhm führen für Künstler aller Art nun wieder über die Kapitale wie einst zwischen 1870 und 1945. Mit der Neuinstitutionalisierung Berlins als Bundeshauptstadt hat der Begriff der Provinz eine andere Akzentuierung erhalten, nicht zuletzt auch der der literarischen Provinz, der zwar immer wieder mal bemüht wurde, der sich aber weitgehend als unbrauchbar zur Benennung literarischer Phänomene erwiesen hat. Ob er nach der Wende zur Berliner Republik zu gebrauchen ist, ist zu prüfen.

IV  
Bestimmte Vorstellungen großbürgerlicher Urbanität haben schlichtweg etwas mit Geld zu tun. Dies gilt auch für die Literatur und die Sehnsucht der Literaturverweser nach Salons und Ambiente. Eine sich aus urbanem Leben speisende Popliteratur etwa ist in erster Linie dem Geldbeutel wohlstandsverwahrloster Söhne adliger Abstammung ge-

schuldet. Es macht nun mal einen pekuniären Unterschied, ob sich popkulturelle Quintette im Berliner Hotel Adlon treffen oder im Goldenen Schwan von Hintertupfing. Freilich auch inhaltlich: die Hosen- und Krawattenauswahl ist in Hintertupfing beschränkter. Aber da muss doch noch mehr an inhaltlichen Anregungen sein! Sicher, die Anregungsdichte in der Stadt ist größer, hier ballt sich mehr, der Rhythmus ist schneller, die Reibung kräftiger, die Gegensätze markanter, und die Wege zwischen den Abgründen kürzer. Ja, das mag schon sein! Aber „so ohne“ sind die ländlichen Regionen auch nicht mehr. Die Drogenszenen haben sich zum Teil in die Umlandgemeinden der Großstädte verschoben. Man muss mal rausfahren, wenn man sich Stoff holen will. Draußen nämlich gibt es nicht selten schärfer konturierte Typen, gerade weil sie sich nicht in einer Szene artikulieren. Die Sprache im Hinterland ist oft noch widerständiger, weniger ein- und angepasst, wenngleich auch dieser Widerstand dank Mobilität und medialer Unterstützung langsam aber sicher niedergerungen wird. Die Differenz lebt noch in der Provinz, auch wenn sie sichtlich in die Jahre gekommen ist. (Nebenbei hat diese Differenz – ist es ein Zufall? – in Rheinland-Pfalz eine ganze Reihe ungewöhnlicher Lyriker hervorgebracht.) Aber über die Vielgestaltigkeit des urbanen Lebens läßt sich auch streiten. Längst hat eine Nivellierung des urbanen Lebens durch die angloamerikanische McDonalds- und Hilton-Kultur stattgefunden. Die städtische Kultur ist in vielen Aspekten wahrscheinlich monotoner und gleichgerichteter als die ländliche. Wenn Literatur im Zeitalter unerträglicher Nähen Fremdheit und Distanz aufzuzeigen hat, dann gelingt ihr das möglicherweise besser draußen vor der Stadt – man hängt einfach nicht so dicht aufeinander. In den Kneipen auf dem Lande läßt sich gewiss schwieriger über Barenboims Israeltournee mit den Berliner Philharmonikern diskutieren oder über die Antisemitismusvorwürfe gegen Hürlimann, aber warum soll die Schlägerei nach dem Fußballspiel zwischen Ober- und Unterrammelsbach weniger symptomatisch für den Zustand unserer Gesellschaft sein, wenn man weiß, dass das die Schlägerei auslösende Foul an einem Russlanddeutschen von einem Marokkaner begangen wurde und der Schiedsrichter, der trotz der Schmerzensschreie des Niedergestreckten weiterspielen ließ, ein im ganzen Landkreis bekannter Protagonist der Ökopaxmultikultifraktion ist.

## V

Die deutsche Intellektualität hat sich, abgesehen von den Jahren zwischen 1870 und 1945, vornehmlich in der deutschen Provinz artikuliert. Unser aller Meister Goethe war ja der Provinzschriftsteller par excellence. Urbanität war ihm sozusagen Herzensan-

gelegenheit, nicht an Lebensformen gebunden. Und was sind Botho Strauß, Martin Walser und der Bewohner des Elfenbeinturms Peter Handke? Die deutsche Literatur hat sich, anders als in Frankreich, bisher selten in Metropolen eingerichtet. Vielleicht führte dies zumindest zeitweise auch zu einer gewissen politischen Abstinenz, die – von den bekannten Ausnahmen abgesehen – erst mit der Reichsgründung 1870 richtig beendet wurde. Und auch der abseits stehende Elfenbeinturm hat in der deutschen Literatur nicht erst seit Handke seinen besonderen Platz. Das Volk der Dichter und Denker ist zugleich das Volk der Provinzler, das Volk von Goethe und Hölderlin, von Kant und Heidegger, von Walser und Stadler. Und wie sieht es heute mit unseren urbanen Kräften aus? Da haben wir den Kapielski beispielsweise. Bei ihm erscheint das Urbane aber doch in erster Linie als das Banale um die Ecke. Und möglicherweise ist das die ganze Wahrheit: Jenseits des Kiez liegt vielleicht die große weite Welt, aber immer nur jenseits. Und weiter belegt Kapielski: Der urbane Witz entfaltet sich am besten in der Begegnung mit der Provinz. Ansonsten erscheint das Stadtleben doch höchst provinziell. Fast überall bekannte Gesichter, nur mal ein Türke mehr dazwischen. Und wo bleibt die intellektuelle Weite der Urbanität? So einfach ist das nicht. Auch unser schwer überbietbares Muster des Großstadttromans, Döblins „Berlin Alexanderplatz“, ist ein Roman der Enge. Was ist also urban an der Großstadtliteratur und was provinziell an der Literatur aus der Provinz? Sicher scheint doch lediglich, dass oft nur die feuilletonistische Beurteilung derselben provinziell ist.

## VI

Die „Literarische Provinz“ zeigt sich als ein Etikettierungsproblem. Man muss gut begründen, was die literarische Provinz in Zeiten medialer Nivellierungen und Hochgeschwindigkeitsmobilität kennzeichnet. Es gibt kaum noch Rückzugsorte in Deutschland, die weiter als eineinhalb Fahrtstunden von einem Ballungszentrum entfernt sind. Immerhin, die ländlichen Wege sind länger: 25 statt 5 Minuten bis zu McDonalds, beispielsweise. Auch das kann schon ein literarisches Thema sein!

Die formale Bestimmung des Begriffs mag einfach sein, die inhaltliche dagegen nicht. Die traditionellen Gegensätze von Stadt und Land haben sich weitgehend eingeebnet. Die Verstädterung der Gesellschaft hat, vor allem medial bedingt, zugenommen. Man lebt zwar draußen auf dem Land, ist aber – medial gesehen – connected. Der Unterschied im Lebensstil betrifft vor allem die Länge der Wege und die leibhaftigen Präsenz. Medientechnologisch gesehen ist das, was heute für den städtischen Lebensstil spricht, eigentlich ein Anachronismus. Die

großen Ereignisse finden in der Stadt immer um die Ecke statt. Ich kann direkt zu ihnen gehen (was ich meistens nicht tue, weil gerade etwas interessantes im Fernsehen läuft). Ich kommuniziere mit den intellektuellen Kampfgenossen im Café um die Ecke nicht über Internet, sondern von Angesicht zu Angesicht. Ich lerne dort Lektoren, Kritiker und Feuilletonisten kennen, laufe ihnen täglich über den Weg, und die großen Verlage und Zeitungen liegen zwei Straßen weiter. Georg Klein hat ganz konsequent seinen späten, aber unaufhaltsamen Aufstieg als Autor auf häufige Aufenthalte in der Berliner Szene zurückgeführt. Nicht die Steigerung seiner literarischen Potenz hat zu seinem Aufstieg geführt, sondern die Nähe zur urbanen Literaturszene. Texte, die vorher noch nicht einmal mit dem Allerwertesten angeschaut wurden, weckten plötzlich Begeisterung. Der klassische Gegensatz von Anonymität und Nichtanonymität kehrt sich in der literarischen Szene gerade um. Anonym lebt man so gesehen auf dem Land, nichtanonym in der Metropole.

## VII

Und wie sieht es mit dem ländlichen Idyll aus? Dies muss längst wie ein Biotop künstlich errichtet und eingegrenzt werden. In bestimmten Kreisen macht man das in der Toscana oder am Starnberger See. Die bäuerliche Gemeinschaft gibt es nicht mehr. Sogar die nachbarschaftliche Observation läßt sich weitgehend als althergebrachtes Vorurteil aus der medialen Steinzeit entlarven. Wer vor der Glotze sitzt, um Gottschalk zu sehen, sich aus dem Internet die neusten Pornobilder herunterlädt oder blutrünstige Computerspiele spielt, hat keine Zeit mehr, die Nachbarschaft zu observieren. Das Leben in der Provinz kann mit medialer Hilfe und dem nötigen Kleingeld sehr urban geführt werden. Und das Stadtleben findet zuweilen nur in äußerster Enge statt, im heimischen Kiez, in der vertrauten Szene. Inhaltliche Unterscheidungen mögen in Zeiten der präfaschistischen Heimatkunstabewegung noch ihre Berechtigung gehabt haben, heute taugen sie wenig zur literarischen Kategorisierung.



## Conclusio

Die literarische Provinz ist ein unförmiger Begriff, als inhaltliche Kategorisierung kaum zu gebrauchen. In formaler Hinsicht, als Kategorie, die die ungleichen Produktions-, Sichtung- und Publikationsbedingungen von Literatur thematisiert, taugt der Begriff allerdings sehr wohl. Die Bedeutung der formalen Kategorisierung scheint sogar noch zu wachsen. Es werden in Deutschland wohl keine französischen oder britischen Verhältnisse entstehen, aber das, was die Gegner einer Bundeshauptstadt Berlin prophezeit haben, nämlich eine kulturelle Zentralisierung, findet auf dem Gebiet der Literatur tatsächlich statt. Gerade jüngere Autoren wissen, warum es vernünftig ist, in Berlin Präsenz zu zeigen. Umgekehrt kündigt sich an, dass traditionelle Verlags- und Pressezentren an Bedeutung verlieren. Das heißt nicht, dass es diese Zentren in Zukunft nicht mehr geben wird, es wird sie aber zunehmend nur noch in besonderer Anbindung an das fokussierte und alles fokussierende Zentrum geben. Wenn die Rolle von Agenten in der deutschen Verlagslandschaft eine immer größere Rolle spielt, dann wird dies auch wieder zentralisierende Auswirkungen haben. Agenten werden sich vor allem da orientieren und aufhalten, wo die Musik spielt. Das Bild von der Stadt ist zu einem erheblichen Teil eine intellektuelle Fiktion und Projektion, genährt von großer Vergangenheit und Sehnsüchten nach Präsenz und Unmittelbarkeit; medientechnisch gesehen allerdings – wie gesagt – ein Anachronismus; – ein Anachronismus, der zeigt, dass Fiktionen und Projektionen tatsächlich eine gesellschaftsnormierende und ökonomische Bedeutung haben. In der Tat werden durch sie kulturelle Landschaften und literarische Produktionsbedingungen verändert. Literarische Provinz also als Kennzeichnung für das Jenseits großer Feuilletons und Verlage zu gebrauchen, das ergibt Sinn. Ansonsten ist die Provinz – sowohl was die Erzeugnisse, als auch was die Autorenschaft anbetrifft – so literarisch wie die Stadt, die Stadt so provinziell wie die Provinz urban, nur die Wege... die Wege...

KLAUS WIEGERLING,

Dr.phil.habil.: geb. 1954 in Ludwigshafen. Studium der Philosophie, Komparatistik und Volkskunde in Mainz. Freier Autor und Lehrbeauftragter an den Universitäten Stuttgart und Kaiserslautern sowie der Hochschule für Bibliotheks- und Informationswesen (HBI) Stuttgart. Wissenschaftliche Veröffentlichungen zur Philosophie des 20. Jh., zur Medientheorie und zur Ästhetik. Literarische Arbeiten: Erzählungen (Funkerzählungen), Theaterstücke. Jüngste Buchveröffentlichungen: *Heimat: Das allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war – Deutsch-israelisch-palästinensisches Lesebuch* (hg. zus. mit H.-G. Meyer), Frankfurt 1997; *Medienethik*, Stuttgart (Metzler) 1998.